

Anna Frajlich

Anna Frajlich wurde am 10. März 1942 in Kirgisien (Sowjetunion) geboren, wohin ihre Mutter 1939, während der Besetzung von Lwów (Lemberg) durch deutsche Truppen, geflüchtet war. 1946 wurde ihrer Familie die Ausreise nach Polen gestattet, sie übersiedelt nach Szczecin (Stettin), wo sie eine zeitweilige neue Heimat findet. 1958, nach dem politischen Tauwetter in Polen, erscheinen die ersten Gedichte von Anna Frajlich in der polnischen Beilage der in jiddischer Sprache herausgegebenen Warschauer Zeitschrift „FolksSztyme“ („Volksstimme“) sowie in der Literaturbeilage der Stettiner Tageszeitung „Głos Szczeciński“ („Stettiner Stimme“). Von 1960 bis 1965 studiert die Autorin Polonistik an der Warschauer Universität, beginnt in der Redaktion von Blindenzeitschriften zu arbeiten und heiratet Władysław Zajac. Am 12. November 1969 muß Anna Frajlich wegen der antijüdischen Kampagne der polnischen Regierung und der polnischen Staatspartei PVAP (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei) mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn Paweł Polen verlassen und auf ihre polnische Staatsangehörigkeit verzichten. Nach kürzeren Aufenthalten in Wien und in Rom erhält die Familie 1970 politisches Asyl in den USA. Zunächst unterrichtet Anna Frajlich an der State University of New York in Stony Brook Polnisch. 1971 beginnt sie eine vierjährige Arbeit in der Abteilung für Epidemiologie des New Yorker Blood Center. Einige wenige ihrer Gedichte, zum Beispiel „Nowe widzenia“ („Neue Visionen“) und „Poezja“ („Poesie“), können in Polen veröffentlicht werden. Die Mehrzahl ihrer Gedichte erscheinen jedoch von 1972 bis 1981 in der wichtigen, im Londoner Exil herausgegebenen literarischen Wochenzeitschrift „Wiadomości“ („Nachrichten“; 1981 wird die Zeitschrift eingestellt). 1976 beginnt Anna Frajlich ein Doktorandenstudium am Department of Slavic Languages and Literatures der New York University, gleichzeitig arbeitet sie freischaffend u. a. für den Rundfunksender „Radio Free Europe“, unterrichtet Polnisch und gibt 1976 ihre erste Gedichtsammlung „Aby wiatr namalował“ („To Paint the wind“) in der Offizin von Stanisław Gliwa in London heraus. 1979 erscheint ihr zweiter Gedichtband „Tylko ziemia“ („Just earth“) im Verlag Poets and Painters Press in London. 1981 wird die Dichterin für ihr literarisches Schaffen mit dem renommierten Kościelski-Preis der gleichnamigen Stiftung (Genf, Schweiz) ausgezeichnet. Seit 1982 unterrichtet Anna Frajlich Polnische Sprache und Literatur am Department of Slavic Languages der Columbia University New York, an der sie auch erfolgreich ihre Dissertation verteidigt. Sie schreibt für namhafte Exilzeitschriften wie „Kultu-

ra“ (Paris), „Przegląd Polski“ und „Tygodnik Nowojorski“ (beide New York), „Archipelag“ (Berlin) vor allem Essays. Übersetzungen ihrer Gedichte werden in mehreren englischsprachigen Zeitschriften veröffentlicht, so zum Beispiel in „Terra Poetica“ (Buffalo, New York), „Wisconsin Review“ (Oshkosh, Wisconsin), „Visions“ (Arlington, Virginia) sowie in Anthologien – „Introduction to Modern Polish Literature“ (New York). Weitere Gedichtbände erscheinen: „Indian Summer“ 1982 in Albany, New York und „Który las“ („Which Forest“) 1986 in London. Nach der demokratischen Wende von 1989/90 werden nun auch in Polen die Gedichte und Essays von Anna Frajlich veröffentlicht.

Mehrfach enturzelt, verhält sich die Autorin auch im Exil der polnischen Kultur und Sprache gegenüber loyal. Polnisch ist ihre Schreibsprache geblieben, trotz allem. Sie bekennt sich zu ihr, spricht sie im Alltag und unterrichtet und lehrt in ihr als Polonistin: „A writer in exile will guard his language with unmatched energy because his language is his castle.“¹ Anna Frajlich ist eine Exilschriftstellerin par excellence, sie ist eine typische Vertreterin des jüdischen Exodus von 1968 aus Polen. Ihre Hauptthemen sind vor allem Heimatverlust und Vertreibung sowie die unterschiedliche Erfahrung des Exils. Ihre Gedichte kann man durchaus als lyrische „Vignetten“ von erstaunlicher Intimität und reflektierter Distanz ansehen. Stanisław Wygodzki, ein weiterer Vertreter des 68er polnisch-jüdischen Exils, kennzeichnete Frajlichs Dichtung als „Poetisierung ihrer Autobiographie,“ und Henryk Grynberg, ebenfalls dieser Welle zugehörig, bezeichnete seine Schriftstellerkollegin als „ein einmaliges und unwiederholbares Phänomen“ in der polnischsprachigen Literatur.

Die nachfolgenden Zeilen, die dem Gedicht „O słowach“ („Über die Wörter“) entnommen wurden, können als das künstlerische Credo der Autorin angesehen werden:

Und in den Wörtern gibt es Venen und Samenkörner
 Und ein siebenfarbenedes Geheimnis
 Das eingeschlossen ist in der Stille ganz in Weiß
 Man braucht sie nur voneinander zu trennen
 Zu spalten zu entdecken
 Zum Schwingen zu bringen.

¹ Ein Schriftsteller im Exil wird seine Sprache mit beispielloser Energie hüten, weil seine Sprache seine Burg ist.

*O piwnicy, jabłkach i poetach / On a Cellar, Apples and Poets /
Über einen Keller, Äpfel und Dichter²*

Und in unserem Keller rochen
auch die Äpfel nach dem Garten
aber wie soll man das beschreiben wenn so viele Dichter
bereits über diesen Keller geschrieben haben
und über den Duft dieser Äpfel
wer weiß ob es nur einen einzigen solchen
Keller unter dem Land
ihrer Kinderjahre gibt
ob jeden Winter
die Äpfel für alle genauso dufteten
und ob es Krampen und ein Vorhängeschloß in jenen Kellern gab
wie in dem unsrigen?
Und in den von den Deutschen verlassenen Gärten
fast wie in den Gärten der Hesperiden
wuchsen goldene Renetten und lustige Jonathane
mit einem roten Bäckchen
man mußte sie mit einer vorsichtigen Bewegung
vom Ast drehen
sorgsam in die Körbe legen
eingepackt in Zeitungspapier und Holzspäne
und es war die Mühe wert
denn sie duften bereits nicht mehr in den Kellern
sondern in den Gedichten der Poeten
von ihnen kunstvoll arrangiert
auf den silbernen Tablett der Verse.

Przypowieść / A Parable / Ein Gleichnis³

Nur einmal geht ein Kamel durch ein Nadelöhr
nur einmal
und dahin woher es kam kehrt es nicht zurück
– sein Weg ist wie die Zeit.
Obgleich es in der Herde lustiger war
und das Wasser früherer Flüsse kühler schien
führt es doch irgendeine Kraft
vorwärts, weiter in seinem Lauf...
Und gewiß lockt die Rückkehr
verlocken Oasen inmitten der Sandstürme...
aber es ist einmal durch das Nadelöhr gegangen...
... und ein zweites Mal wird es nicht mehr hindurchgehen.

² Aby wiatr namalował. London 1976. Übersetzt mit freundlicher Genehmigung der Autorin durch Hans-Christian Trepte, Leipzig.

³ Ebenda.

*Zale / Regrets / Bedauern⁴
für Wlodek*

Ach, warum sind wir nicht
aus einem englischen Roman
nicht allzu schön
doch voller Tugenden
mit englischem Humor
warum legst du
im Winter kein Holz auf
und warum warte ich abends
nicht mit meiner Stickerei auf dich
warum fällt es uns auf einer anderen Insel
und auf einem anderen Festland
in der Zeit
die verfliegt
so schwer einen Platz zu finden
und nur vom obersten Regal
voll mit alten Büchern
schauen uns
voller Ironie die englischen Romane an.

Ich bin getrennt
das Blatt das für mich herabfällt
legt sich auffällig zu meinen Füßen
niemand hat es mit meinen Augen gesehen
ich bin getrennt
– kein Teil eines Systems
niemandes Eigentum
noch ein Rädchen in einer Maschine
getrennt messe ich die Mondberge
Staub atme ich in meine Lungen nur im Kosmos ein
ich kann umfallen – kann
plötzlich wieder aufstehen
ich kann lieben – kann plötzlich
aufgeben
und sterbend mit meinen Lippen
den getrennten Namen eines getrennten Gottes weihen.

⁴ Ebenda.

*Tylko ziemia / Just Earth / Nur Erde*⁵

Es ist weder mein väterliches Erbe
 noch eines anderen
 es ist nur Erde
 mit Steinen in seinem Inneren
 nur Erde mit der Eigenschaft der Anziehungskraft
 ich gehe über sie
 manchmal berühre ich sie mit der Hand
 doch im Winter friert der See zu
 und Zapfen fallen von den Kiefern in den Schnee
 kurz vor der Dämmerung
 am frühen Abend
 geht die nackte Sonne hinter der Landstraße unter.

*Miasto / Die Stadt*⁶

Das grelle westliche Licht
 blendet meine Augen
 anders war der Blick aus den Fenstern
 meiner Kindheit
 auf der einen Seite Gärten
 lang hingezogen
 auf der anderen – eine Straßenmündung
 mit Linden bestanden so dicht
 daß ihre Kronen ein Himmelsdach bildeten
 das Licht war wie in einem Tunnel
 irgendwo an dessen Ende hübsch
 und verheißungsvoll
 eine Stadt die uns nicht gehörte
 nur anderen genommen
 die von hier flohen in der Panik
 des Krieges und alles zurückließen
 oder in den Gärten vergruben
 oder mit Schutt bedeckten
 oder einfach auf dem Tisch stehenließen
 kristallene Gläser
 roter Wein in ihnen
 nicht ausgetrunken als Flecken
 an der Wand
 getrocknet
 die Stadt gehörte uns nicht
 aber es blühten für uns
 der Flieder und die Apfelbäume

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda.

in Tausenden von Gärten
 Veilchen und Maiglöckchen
 im Schatten der Hecken
 blühte die Stadt am Fluß
 der über die Ufer trat
 man hörte in dieser Stadt
 verschiedene Sprachen
 – wie Sträucher – verpflanzt
 von Ost nach West
 jemand sprach singend aus Wilna
 jemand aus Lemberg küßte
 die Hände – jemand sprach
 halblaut immer noch deutsch
 und das Jiddische der Überlebenden
 erklang in den Straßen
 und an den Ufern des Flusses
 der Hafenjargon
 wuchs wie das Gras
 zwischen den Steinen
 und ein solches Bild eben
 bleibt in meiner Erinnerung zurück
 zuweilen dunkel dann wieder
 voller Sommerwärme
 im Frühjahr und im Herbst im Rauch
 verbrannter Zweige
 die Stadt meiner Kindheit
 jemandem genommen
 damit jemandes andere Kindheit
 woanders verlief.

Bez adresu / Ohne Adresse⁷

– Ein Schriftsteller sollte eine Adresse haben –
 sagte Isaak Bashevis Singer
 der seine Straße
 die Krochmalna in Warschau
 wie Atlas auf seinen Schultern
 durch alle Fluten der Welt mit sich trug
 Und auch ich suche meine Straße
 eine einzige einmalige
 zwischen Wachsein und Traum
 im magischen Kaleidoskop
 leuchten verschiedene Straßen auf
 ihren Geruch ihren Lärm trage ich unter der Haut

⁷ Ebenda.

und die nächtliche Farbe ihrer Stille
 schwebt über dem Fenstersims
 wie die Fäden des Altweibersommers
 doch die Namen verwischten
 und die Ziffern an den Haustüren fielen ab
 wer weiß noch
 was mein, was fremd ist
 und welche Adresse
 die richtige *Adresse* ist.

1990

Imię ojca / Der Name des Vaters⁸

Mein im vergangenen Jahr verstorbener Vater, gesegnet sei sein Andenken, trug den sehr selten anzutreffenden biblischen Namen Psachie. Er war so selten anzutreffen, dass selbst heute viele der weniger beschlagenen Rabbinen durchaus geneigt sind, uns davon zu überzeugen, daß es einen solchen Namen gar nicht gibt. Einen solchen Vatersnamen zu haben war in der Schule natürlich alles andere als ein Vorteil, wo man doch wenigstens ein paar Mal im Jahr, bei unterschiedlichen formalen Anlässen, aufstehen mußte, um vor der ganzen Klasse Antwort auf die Frage zu geben:

- Frajlich? und der Name des Vaters?
- Psachie.
- Wie?
- Psachie.

Kein einziger der Kindesväter in meiner Klasse besaß einen originelleren Namen. Doch in der Jugend zählt Originalität recht wenig. Die Vornamen der anderen Väter, selbst der jüdischen, hatten einen eigenen, besonderen Klang: Karol, Jakub, Michał, im schlimmsten Falle Izydor, wenn sich jemand nicht zu weit vom Namen Izaak aus der Vorkriegszeit entfernen wollte.

– Was nutzt Dir nur so ein Vorname? – sagte die Tante zu meinem Vater. Verändere ihn, tausche ihn doch einfach in Paweł Wesołowski um.

Aber Vater, der, seit er erwachsen ist, an den wissenschaftlich-technischen Fortschritt geglaubt hatte (er selbst war Techniker), zog mit seinem Namen wie mit einer wehenden Fahne umher. Wegen seines Namens von Juden und Nichtjuden immer wieder befragt, antwortete er, daß die Engländer ihren Kindern doch auch biblische Namen geben würden. Obgleich er ein assimilierter, das heißt ein der polnischen Kultur verbunde-

⁸ In: Midrasz, Pismo żydowskie (Jüdische Zeitschrift). Warszawa, 4. April 1999. Druck mit freundlicher Genehmigung der Redaktion, übersetzt von Hans-Christian Treppe, Leipzig.

ner Jude war und das Wojski-Konzert auswendig kannte, wollte er kein Wesolowski sein und auf keinen Fall Paweł heißen.

Ich habe nicht viel darüber nachgedacht, aber manchmal ging mir doch durch den Kopf, wie es wohl klingen würde, wenn in der Klasse gerufen würde:

– Wesolowska und der Name des Vaters?

– Paweł.

Viele Jahre sind seitdem vergangen, bis ich erfuhr, daß Paweł nicht der richtige Name von Paweł war, eigentlich sollte er Saul heißen. Ich habe auch nie Vater danach gefragt, wo in der Bibel eigentlich dieser merkwürdige Name zu finden sei. Ich habe mir auch wenig Mühe gemacht, gezielt danach zu suchen. Es reichte mir, daß wir den Namen zur großen Freude der ganzen Familie in einem Roman von Julian Strykowski⁹, „Stimmen in der Finsternis“, gefunden hatten. Der Roman „Stimmen in der Finsternis“ war selbst eine Art Bibel, ein Lebensbuch der vernichteten galizischen Juden, von denen unsere Familie abstammte. Über viele Wochen las uns Mutter abends laut aus dem Roman vor. Dort konnte man nämlich diesen zweiten Psachie finden. Also es gab noch einen auf der ganzen Welt außer unserem Vater.

Und erst als Vater verstorben war, zeigte sich, daß unsere Kenntnisse über seinen Namen nicht ausreichend gewesen waren.

– *Hebrew name?* – fragte der Besitzer der Steinmetzfirma, bei der wir den Grabstein bestellen wollten.

– Psachie.

Er schrieb ein paar Worte auf Hebräisch auf, zeigte sie Mutter und sagte: Pesach.

– Nein, keinesfalls Pesach – protestierte Mutter. – Ganz bestimmt nicht Pesach. Vater hatte immer unterstrichen, daß das kein Vorname sei. Aber Mutter wußte nicht, wie man es auf Hebräisch schreiben mußte, damit es zu keiner Verwechslung komme. Das ist eine komplizierte Sache – bestätigte Miriam, eine bekannte Spezialistin für Jiddisch, die Jiddisch an der Columbia Universität lehrt und auch Schriftstellerin ist. Angeblich soll sich ein ähnlicher Fehler selbst auf dem Grabstein von Isaac Bashevis Singer eingeschlichen haben, wo anstelle von „Nobel“ *noble* stand, was – so scheint es – nicht den wahren Sinn wiedergibt und damit zu einem „unverschuldeten“ Epitaph wurde.

⁹ Julian Strykowski (1905–1998), polnischer Schriftsteller jüdischer Herkunft; sein Roman „Głosy w ciemności“ erschien in der deutschen Übersetzung unter dem Titel „Stimmen in der Finsternis“ 1963 in Berlin (West).

Doch von wem wohl könnte man etwas mehr in Erfahrung bringen? Am einfachsten wäre es, einen Spezialisten für Hebräisch an einer Universität zu finden, aber im Vorlesungsverzeichnis tauchte bei jeder entsprechenden Überschrift die Bemerkung auf, daß diese Vorlesung im laufenden Semester nicht gehalten werden kann.

Ich griff also zum Telefonhörer und rief in Honolulu Nurit an. Nurit ist meine Kusine ersten Grades und eine echte, in Israel geborene Jüdin. Bis heute hat sie jedoch noch niemandem gestanden, daß ihre Eltern in einem Anflug von Wahnsinn in den 50er Jahren glaubten, daß es ihnen in Polen besser gehen würde; und so waren sie mit der ganzen Familie aus Israel zu uns nach Stettin gekommen. Sie reisten nach ein paar Jahren wieder ab, sobald nur die Grenzen geöffnet wurden, aber durch ihren Aufenthalt in Polen sprechen wir bis heute eine gemeinsame Sprache und sind eine Familie.

– Nuki, finde doch mal heraus, wie man den Namen meines Vaters auf Hebräisch schreibt.

– Das muß ich nicht erst herausfinden – antwortete sie.

– Ich weiß es. Ich habe mich oft mit deinem Vater darüber unterhalten. Ursprünglich lautete er *Ptachia*, doch im Jiddischen wurde das „t“ in „s“ umgewandelt.

– Ja, ja – bestätigte Mutter, als ich ihr von unserem Gespräch berichtete. „Petach“, das heißt im Hebräischen „öffnen“, und dieser Name bedeutet „gegenüber Gott offen zu sein“.

Nach einigen Tagen kam ein Brief von Nurit mit einer kalligraphischen Aufschrift, und am Rand war eine kleine Notiz, daß diese aus dem Buch Esdrasch sei. Das Buch Esdrasch ist kurz, ich fand es sofort. Zuerst in Englisch, dann in Polnisch. Esd 10:23.

„Gleichfalls von Levitikus (Leviten): Joz'-a-bad und Shim'-e-i und Kel-la'-iah (das gleiche wie Kel'-i'ta), Peth-a-hi'-ah und E-li-e'zer“.

„Und von den Leviten: Jozabad und Szymi und Kelajasz, das heißt Kel-lita, Juda, Petachiasz und Eliezer“.

Also, wenn man mich wieder einmal aufrufen sollte, dann werde ich eine Reihe von Namen zu Auswahl haben:

– Frajlich, und der Name des Vaters?

– Ptachija, Peth-ahi'ah, auf polnisch Petachiasz, das heißt ganz einfach PSACHIE!

*Marzec zaczął się w czerwcu / Der März begann im Juni*¹⁰

Auf meinem Anrufbeantworter finde ich eine Einladung, mich zu folgendem Thema zu äußern: Welche Rolle spielte der März des Jahres 1968 in meinem Leben? Die Antwort auf diese Frage habe ich schon seit längerer Zeit vorbereitet. (...) Der März hatte mir vor Augen geführt, auf welcher brüchiger Grundlage doch unsere Sicherheit stand; der März hatte uns – zunächst wider unseren Willen – gezwungen, unser Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Das mag ein wenig wie eine Losung klingen, doch die Übung in Demut, die dahinter steckt, möchte ich nicht noch einmal wiederholen.

Bei anderer Gelegenheit hatte ich schon einmal geschrieben, daß „unser Exil, das heißt das Exil des Jahres 1968“, zahlenmäßig nicht groß war, daß es für viele unverständlich blieb und darüber wenig gewußt und geschrieben wurde. Es waren innere Blutungen, die Wunden waren wohl versteckt, und wir hatten Zweifel, daß ein Pflaster allein im Stande sein könnte, sie zu heilen. Als ich die „Schwarze Polonaise“ von Kazimierz Wierzyński¹¹ las, konnte ich mich nicht genug darüber wundern, wieviel dieser Autor, der ja bereits seit vielen Jahren im Exil lebte, doch von den Geschehnissen im Land selbst verstehen konnte. Leider konnten andere literarische Versuche, die gleichfalls Zeugnis über jene Zeit ablegten, keinen entsprechenden Platz in der polnischen Literatur einnehmen. Wenigstens bis vor kurzem noch. Bei der Lektüre von Stefan Kisielewski¹² „Tagebüchern“ („Dzienniki“) verschlang ich die kleinste Bemerkung über die „antizionistische Kampagne“, die im März 1968 begann. Unter dem Einfluß dieser Lektüre kehrten bereits vergessene Dinge wieder ins Gedächtnis zurück. Auf den ersten 317 Seiten fand ich 92 Bemerkungen, kürzere, längere, aber wichtige, die ich sofort notierte. Sie bezogen sich auf die Politik, die nach dem März 68 den Juden gegenüber betrieben wurde. Im Durchschnitt gab es also auf jeder dritten Seite eine Bemerkung. Die Aufzeichnungen dieser ersten zwei Jahre betrachtete ich als einen persönlichen Kalender, als einen Plan, in den ich mein eigenes Tagebuch einschreiben konnte. Zwei Tage vor unserer Ausreise, am 10. November 1969, als unsere Freunde weggingen, schrieb Kisielewski: „Aber die Zeitschrift ‚Twórczość‘ ist nicht schlecht, zum Beispiel vor kurzem

¹⁰ In: Midrasz, Pismo żydowskie. Warszawa, März 1998, Nr. 3 (11), S. 6ff.

¹¹ Kazimierz Wierzyński (1894–1969), polnischer Schriftsteller, der nach der Besetzung Polens 1939 durch deutsche und sowjetische Truppen im Exil blieb. In seinem Roman „Czarny Polonez“ („Die Schwarze Polonaise“), 1968 in Paris erschienen, verfolgte er die aktuelle politische und kulturelle Entwicklung in seinem Heimatland Polen aus der Perspektive eines Exilanten.

¹² Stefan Kisielewski (1911–1991), polnischer Schriftsteller und Musiker.

erst die hervorragende Skizze von Jastrun über Krasiński. Immerhin drucken sie auch Juden – das sollte man heutzutage zu schätzen wissen.“ Es ist ein Dokument ambivalenter Meinungen und Gefühle, die nicht immer leicht zu akzeptieren sind, aber nichtsdestotrotz stellt es einen zweifelsfreien Beweis der Tatsachen und der Atmosphäre dar, und deshalb muß man heute solch ein Dokument richtig einschätzen können.

* * *

Words, as is well known, are the greatest foes of reality – diese Worte von Conrad¹³ aus dem Roman „Under Western Eyes“ kommen mir oft in den Sinn, wenn ich über unseren Exodus lese. Es gibt übrigens eine gewisse Tendenz, jene Ereignisse zu bagatellisieren, die sich sogar in der Semantik äußert: Vertreibung (Exil) oder Emigration? Diese zwei Begriffe, die sich auf unterschiedliche Realitäten beziehen, werden sehr häufig synonymisch verwendet, obgleich sie nicht austauschbar sind. Jeder Exilant ist ein Emigrant, aber nicht jeder Emigrant ist ein Exilant. Unser Exil war das Ergebnis einer Vertreibung. Wir sprechen nicht von der Emigration Adams aus dem Paradies und auch nicht von der Emigration Ovids aus Rom. Die Tatsache, daß man heute von Rom übers Wochenende nach Tomi(s) reisen kann und sich dort sogar ein Wochenendhäuschen kaufen kann, ändert nichts daran, daß Ovid¹⁴ ohne Hoffnung auf eine Rückkehr vertrieben wurde, daß er gelitten hat und daß für ihn in Rom keine Pension zurückgelegt worden war. Nicht zufällig bezeichnete Miłosz seine Überlegungen „Anmerkungen über das Exil“,¹⁵ Wittlin seinen Essay „Glanz und Elend des Exils“¹⁶ und Camus sein Buch als „Das Exil und das Reich“.¹⁷

Das Vergangene kann nicht ungeschehen gemacht werden; der Herrgott gab Hiob neue Herden und schenkte ihm neue Kinder, aber zu den

¹³ Josef Conrad (eigentlich Teodor Józef Konrad Korzeniowski) (1857–1924), englischsprachiger Schriftsteller polnischer Herkunft. Sein Roman „Under Western Eyes“ wurde 1911 in England veröffentlicht und erschien in deutscher Übersetzung 1913 und 1967 unter dem Titel „Mit den Augen des Westens“.

¹⁴ Naso Publius Ovidius (Ovid), (43 v. Chr.–18 n. Chr.), römischer Dichter, letzter großer Elegiker der römischen Literatur, im Jahre 8 n. Chr. von Augustus nach Tomis (heute Constanta/Konstanza in Rumänien) verbannt.

¹⁵ Czesław Miłosz, „Noty o wygnaniu“, deutsch unter dem Titel „Schreiben im Exil“, veröffentlicht in: Zeichen im Dunkel. Poesie und Poetik, hrsg. v. Karl Dedecius. Frankfurt a. M. 1980, S. 111–124.

¹⁶ Józef Wittlin, *Blaski i nędze emigracji*, in: *Orfeusz w piekle XX wieku* (Orpheus in der Hölle des 20. Jahrhunderts). Paris 1963; deutsch unter dem Titel „Glanz und Elend des Exils“, veröffentlicht in: *Autoren im Exil*, hrsg. v. Karl Corino. Frankfurt a. M. 1981, S. 10.

¹⁷ Albert Camus, *L'Exile et le Royaume*. Paris 1957. Die deutsche Ausgabe „Das Exil und das Reich“ erschien 1958 und 1960.

Büchern Hiob greifen wir eben nicht in Zeiten des Karnevals. Das Kriterium von Vertreibung (Exil) ist, Subjekt der Vertreibung zu sein bzw. zum Subjekt zu werden, und daran ändern die heute offenen politischen Grenzen und auch die verwischten semantischen Grenzen nichts. Von den mythischen Gestalten kehrte Odysseus von seiner Irrfahrt nach Hause zurück. Es erkannte ihn nur ein alter Hund; nicht verwunderlich, denn der Hund steht in der Literatur symbolisch für eine treue Freundschaft. Odysseus mußte sein Recht auf einen Ort, der ihm gehörte, erneut zurückgewinnen.

* * *

Die ersten vier Jahre nach dem Studium, meine letzten Jahre in Polen, arbeitete ich in Verlagen für Sehbehinderte und Blinde. 1966 half ich als junge Redakteurin meinem Chef, Jerzy Szczygieł, bei der Gründung der Zeitschrift „Der Blinde Genossenschaftler“ („Niewidomy Spółdzielca“). Man weiß nur wenig darüber, welche Kämpfe dieser schwer beschädigte Invalide, dieser talentierte, phantasievolle und mutige Schriftsteller und Publizist ausfechten mußte, damit diese Zeitschrift überhaupt weiterbestehen konnte. Damals war das ein Kampf gegen den harten Beton der Zentralisierung. Die Arbeit in dieser Redaktion hatte nichts von dem Glanz und dem Prestige, mit dem oft die Arbeit in anderen Redaktionen in Verbindung gebracht wurde. Ein genormter Arbeitstag, keine Arbeitsgespräche im Café auf der Foksalstraße oder im Künstlerklub SPATiF („Stowarzyszenie Polskich Artystów Teatru i Filmu“, „Polnischer Verband der Theater- und Filmschaffenden“). Häufig erhielten wir Briefe. In einem schrieb uns ein Blinder, der in einem einsamen, völlig isolierten Dorf lebte, daß er auf die Straße hinausgehe, um zu hören, ob nicht das Auto mit der Zeitschrift in Blindenschrift kommt. Für einen Menschen, der nicht selten wegen seiner Behinderung geschmäht wurde, stellten diese dicken Bände aus Büchern und Zeitschriften in Blindenschrift die Verbindung zur Welt her, sie waren zugleich aber auch ein wichtiger Quell der eigenen, persönlichen Würde.

Während all dieser Jahre hatte ich mich sehr an dieses Milieu gewöhnt. Ich weiß nicht, ob ich mich je zuvor oder danach in eine andere Gruppe von Menschen so eingelebt habe wie gerade in diese. Doch dann kam plötzlich das Jahr 68 und mit ihm unsere Entscheidung wegzugehen, was tatsächlich allerdings erst Ende 1969 passierte. Man kann erkennen, daß wir uns dem Druck, den Ängsten, dem Gefühl der Bedrohung widersetzt haben. Auszureisen und damit alles zurücklassen, das Leben und die Redaktion auf der Konwiktorskastraße?

Mit diskriminierenden, uns als Juden abstempelnden Dokumenten ausgestattet, brachen wir mit unserem Kind ins Unbekannte auf. Wir hätten sicherlich nicht ausreisen müssen, wenn wir – in wessen Namen eigentlich? – uns eine Situation ausgesucht hätten, in der wir jederzeit eine weitere Demütigung hätten erfahren müssen. Es gab sicher auch eine andere Möglichkeit. Man hätte sich einfach eine Denkweise zulegen müssen, die darin bestand, eben kein Jude zu sein, daß einen das alles überhaupt nichts angehe. Diese Haltung hat durchaus Tradition, der Meinung von Rabbinern zufolge wäre fast Josef aus der Bibel dieser Versuchung unterlegen. Weshalb hätte ich von allen möglichen Varianten des „Wer bin ich?“ gerade die absurdeste aussuchen sollen, jemand zu sein, der ich in Wirklichkeit gar nicht war? Meine Wurzeln waren durch die Verheerungen des Krieges und die erzwungene Migration meiner Familie durchschnitten worden. Doch sollte ich jetzt einfach so tun, als ob ich nie Wurzeln besessen hätte? Sollte ich einen solchen Preis zahlen, nur um mit dem Strom zu schwimmen? Instinktiv spürten wir, daß wir auf unsere Identität nicht verzichten wollten.

Nach dem dramatischen Abschied „für immer“, nach der von unbeherrschter Angst vor dem Unbekannten und ... den Schikanen der Zöllnerin bestimmten Reise, die, um uns zu demütigen und sich selbst zu bereichern, androhte, uns mit unserem kleinen Kind in einer Winternacht an der Grenze hinauszuerwerfen – nach einer solchen Reise stiegen wir endlich in Wien aus. Auf dem Bahnhof in Wien bemerke ich plötzlich einen Menschen mit einem weißen Stock. Ich spürte eine Welle von Gefühlen in mir aufsteigen, fast mit Gewalt mußte ich mich zurückhalten, um nicht auf ihn zuzulaufen und zu rufen – hallo, hier bin ich, ich bin es doch. Dieses pathetische und hypothetische Erlebnis sagt viel über unsere Vertreibung und unser Exil aus, an dessen Anfang mir der weiße Stock eines unbekannteren Menschen als das einzig „Beständige“ in meinem Leben erschien.

Ja, natürlich, ich bin nach mehr als 20 Jahren zurückgekehrt – immerhin leben wir in einem schnellebigen Jahrhundert –, und ich habe alte Freunde wiedergetroffen, bis auf einen, Jerzy Szczygiel, den man gerade wegen der Zeitschrift „Spółdzielca“ („Der Genossenschaftler“) schikaniert hatte und der während des Kriegszustandes verstorben war. Doch existiert dieser Augenblick in Wien nicht gerade deshalb weiter, weil er vorüber ist? Zählt er sonst in keiner anderen Dimension, in keiner anderen Realität mehr? Nein, gerade dieser Augenblick zählt und wird für immer weiterzählen.

Man darf nicht vergessen, daß der März bereits im Juni 1967 begann. Für unsere Familie ging er erst am 12. November 1969 zu Ende. Zuerst begann die Vertreibung im wahrsten Sinne des Wortes. Aus Polen jüdischer Herkunft wurden wir von einem Tag zum anderen zu Zionisten gemacht. Damals war ich schwanger, und die ganze Hetzjagd, von „spontanen“ Demonstrationen arabischer Studenten unterstützt, erfüllte mich mit körperlicher Angst. Damals fühlte ich mich das erste Mal außerhalb von Recht und Gesetz gestellt. Wir hatten uns politisch nicht engagiert und begannen deshalb nun, Schritt für Schritt, die Konsequenzen zu spüren. Mein Mann, Władysław Zajac, hatte gerade sein Forschungsstipendium abgearbeitet und begann – wie auch andere seiner Studienkollegen – sich nach einer anderen Arbeit umzusehen. Seine Bewerbungen waren begeistert angenommen worden, aber als er zum Vorstellungsgespräch ging, löste sich die Perspektive, diese Arbeit einmal annehmen zu dürfen, in nichts auf. Am ersten Januar 1969 gingen wir für zwei Stunden aus dem Haus, als wir zurückkamen, fanden wir an der Tür die Aufschrift: „Hier wohnt Judenpack“. Kurz vor unserer Ausreise erfuhr ich, daß mein Reifezeugnis immer noch im Dekanat lag. Die Angestellte, die es mir überreichte, sagte zu mir: Wenn Sie ausreisen, dann können Sie auch gleich Ihr Studienbuch mitnehmen. Das war eine noble Geste und ein große Gefälligkeit von ihr, aber damals tat es mir weh, daß gerade hier, an dem Ort, an dem ich meine Jugendzeit verbracht hatte, mein Jüdischsein auf der Stirn geschrieben zu sein schien.

Ein diskriminierter Mensch erinnert sich an jede wohlwollende, ja sogar an jede neutrale Geste. Als Frau Professor Kulczycka-Saloni erfuhr, daß ich weggehen würde, lud sie mich ein und sprach mir Mut zu. Später, als wir an den Alpen vorbeifuhren, erinnerte ich mich an unser Gespräch. Der Vorgesetzte meines Mannes gestand uns, daß, als er meinen Mann ein paar Jahren zuvor eingestellt hatte, jemand sehr schnell dabei war, ihm zu hintertragen, daß er einen Juden engagiert hatte. Der Offizier des Ministeriums für Inneres, der unseren Fall bearbeitete, hat sich uns gegenüber anständig verhalten. Alle unsere Freunde waren uns vom ersten bis zum letzten Moment eine starke moralische Stütze gewesen. Am Vortag unserer Abreise vom berühmten Danziger Bahnhof in Warschau hatten wir zu einer Abschiedsfeier eingeladen. Alle Töpfe sowie das ganze Geschirr waren bereits als Gepäck aufgegeben worden, deshalb hatten wir uns entschlossen, Champignons auf dem Küchenblech zu braten. Mehr als 20 Jahre danach erinnerte sich Waldek Kuczyński bei der Vorstellung meines ersten in Polen herausgegebenen Buches an jene Pilze.

Unsere 20stündige Fahrt von Wien nach Rom wurde von einem Polizeikonvoi begleitet, doch nach ein paar Tagen, die wir in dieser Stadt verbrachten, war die Gültigkeit unserer „Behelfspapiere“ abgelaufen. In jener Zeit begann unser Sohn plötzlich zu sprechen. Als wir in Polen in den Zug gestiegen waren, hatte er lediglich ein paar Worte gesprochen, in Rom überraschte er uns mit einem ganzen Reservoir an Wörtern. Das war eine echte Beschleunigung! Obwohl in Warschau geboren, mußte auch er auf seine polnische Staatsbürgerschaft verzichten, und da er erst zwei Jahre alt war, mußte ich das Verzichtsdokument unterschreiben. Mit der Zeit hat ein jeder von uns ein Land gefunden, in dem ihm die Menschenrechte zuerkannt wurden, die uns zu Hause aberkannt worden waren.

Die Vereinigten Staaten, für die wir nach einer siebenmonatigen Quarantäne in Rom ein Visum erhielten, sind ein Land, in dem man das Gefühl des „Opferseins“ nicht kultiviert. Davon konnten wir uns bald überzeugen. Gerade da wir so wenig waren, hätten wir eine deutlich andere Behandlung erzielen können, so wie das heute die jüdischen Einwanderer aus Rußland machen. Vom ersten Tag an mußten wir mit unserer Anonymität und unserem sozialen Abstieg zurechtkommen, der uns häufig mehr zusetzte als jede Not. Wir wollten uns an der Oberfläche halten, allerdings nicht um den Preis, auch noch auf unsere beruflichen Ambitionen verzichten zu müssen. Wegen der Flaute in der amerikanischen Industrie mußte mein Mann eine Enttäuschung nach der anderen erfahren. Es fehlte an Arbeit, es mangelte an Unterstützung, es fehlte die Hoffnung. Ohne Sprachkenntnisse, ohne Beziehungen, allein durch seine Willenskraft hatte mein Mann schließlich eine Arbeit auf seinem Fachgebiet erkämpft und konnte sich dort, unabhängig von nachfolgenden Krisen, weiter behaupten. Vier Jahre, die ich im Labor gearbeitet habe, halfen ebenfalls, uns eine entsprechende Position zu erarbeiten.

Um meine Deklassierung zu „überspringen“, begann ich erneut, ein Studium aufzunehmen; und nach Jahren, von meinem Mann und unserer Familie unterstützt, ist es mir gelungen, meine Doktorarbeit fertigzustellen. Das sind jene wertvollen „Produkte“ und „Nebenprodukte“ vom „März“ 68. Zu ihnen zähle ich auch meine Bücher, die Zusammenarbeit mit der Londoner Exilzeitschrift „Wiadomości“ und meine wissenschaftliche Arbeit an einer namhaften Universität. Isolation, fehlende Verwurzelung und weitere, mit dem Exil verbundene psychische – sowie andere, sogenannte Lebensprobleme begannen wir langsam hinter uns zu lassen. Die Liste der Verluste wurde immer mehr durch positive Dinge ersetzt. Doch nicht allen ging es so. Ich habe mehr als genug vom Exil gebrochene Leben gesehen, zu viele Menschen, die im reifen Alter aus ihrem bis-

herigen Leben gerissen wurden und sich selbst nicht wiederfinden konnten und das, was sie im Heimatland zurücklassen mußten, nicht wiedergewinnen konnten.

* * *

Der März hatte mich auch zu einer Revision meines Verständnisses von meinem eigenen Jüdischsein gezwungen, wie sie für meine Generation typisch war. Der März hatte diesen Prozeß in Bewegung gesetzt. Eigentlich hatte ich niemals an meiner Identität gezweifelt; meinen Eltern war es gelungen, mir ein Gefühl der Würde und des Stolzes zu vermitteln, das mit dieser Identität verbunden war.

Wie die Mehrzahl meiner jüdischen Altersgefährten war ich nicht religiös erzogen worden. Das war auf das besondere kulturelle Klima in Polen zurückzuführen, wo man Assimilation propagierte, aber auch auf das besondere politische Klima, das den Atheismus verbreitete. Es gab zwar eine gewisse Toleranz für andere Glaubensrichtungen, jedoch nicht für den Judentum. Ausschlaggebend war wahrscheinlich die Tatsache, daß wir keine Großeltern mehr hatten. Und ich kannte keine anderen Juden in ihrem Alter, die mir hätten Großvater oder Großmutter sein können. Gewöhnlich sind es gerade die Großeltern, die die Tradition weitergeben. Der Exodus hatte mich gezwungen, den bisher leeren Raum meiner Identität mit einem neuen Inhalt zu füllen. Das war ein langsamer Prozeß, der nicht geplant war, denn man kann einen geistigen Reifeprozess nicht planen.

Unser Sohn, von den pompösen Konfirmations- und Kommunionen seiner Schulfreunde beeindruckt, hatte entschieden, daß auch er eine Feier – und zwar mit Disco-Musik – anlässlich seiner Bar Mitzwa haben wollte. Eher aus pädagogischen als aus religiösen Gründen machten wir jedoch zur Bedingung, daß er sich religiös unterweisen lassen sollte. Da das Idol unseres Kindes John Travolta war, verlief seine religiöse Erziehung anfänglich recht weit weg von seinem Ideal. Aber nach einer gewissen Zeit begann Paweł mit bemerkenswerten Erkenntnissen nach Hause zu kommen, so zum Beispiel, daß man seine „Eltern zu schätzen“ habe. Eine solche Unterweisung hätte er in der amerikanischen Schule der 70er Jahre nicht erhalten können.

– Frag mich doch einmal, wo Gott ist? – sagte er eines Tages, und als ich ihn gehorsam danach fragte, gab er mir zur Antwort:

– Und wo ist Gott nicht?

Als er begann, als vollwärtiges Mitglied der Gemeinde am Morgenbet teilzunehmen, begriff ich, daß, wenn auch unsere Ausreise aus Polen dem Auszug aus Ägypten glich, dieser Tag der Tag der Ankunft im Heili-

gen Land war. Es waren zehn statt 40 Jahre vergangen. Ebenfalls eine Beschleunigung. Im gleichen Herbst gingen wir nach einem Autorentreffen in Chicago mit einer kleinen Gruppe in ein Restaurant. Dort befanden sich auch der polnische Schriftsteller Tadeusz Nowakowski mit seiner Frau und Zbigniew Chalko. Plötzlich wurde uns klar, daß es der Vorabend des jüdischen Versöhnungsfestes war. An diesem Abend hatte ich den Entschluß gefaßt, zu Jom Kippur zu fasten. Das bedeutete jedoch nicht, daß ich eine praktizierende, religiöse Person geworden wäre, doch ich spürte, daß das zu mir gehörte. Ob wir von etwas Gebrauch machen oder nicht, das hängt ganz von uns ab.

Ein ähnliches Gefühl empfand ich, als ich in den Vereinigten Staaten das erste Mal das Grab eines Angehörigen unserer Familie sah. Das war für mich von großer Bedeutung, denn ich gehöre einer Generation an, die Familiengräber nicht kannte. Und plötzlich schaute ich auf dieses Grab, von dessen Existenz ich nichts wußte, nicht wußte, daß es hier existiert, zu mir gehört und bereits zu mir gehört hatte, bevor ich hierher gekommen war.

* * *

Als ich 1969 aus meinem Land ausreiste, nahm ich ein Schreiben von einem Verlagshaus mit, in dem ich ermutigt worden war, mein Debütbändchen in Maschinenschrift vorzulegen. Sieben Jahre später veröffentlichte ich, übrigens in einer gänzlich anderen Gestalt, mein erstes Buch in England in der Offizin von Stanisław Gliwa. Das Exil hatte sich für mich als eine kreative Wunde erwiesen. Nach den Büchern, die ich im Exil herausgab, kehrte ich mit meinen letzten beiden nach Polen zurück.

Der März hatte mich gewarnt, nicht bei Interessengruppen, sondern in Werten Unterstützung zu suchen, das heißt, daß man sich bemühen muß, diese beiden Dinge auseinanderzuhalten und zu unterscheiden, gerade dann, wenn sie identisch erscheinen.

Nichts hat mich so wie der März und seine Folgen in der Beständigkeit von Freundschaften bestärkt. Die Freunde blieben, was sie immer waren, Freunde. Wechselseitige Loyalität und Verbundenheit haben den Prüfungen der Zeit und anderen Prüfungen standgehalten, die uns das Leben auf beiden Seiten der damals überschrittenen Grenze nicht erspart hat.